

AvaNinian

Das Sechste Buch

Teil 1

Obusson

Prolog

Die Innere See – wie ein Juwel liegt sie unter dem Himmel, eingebettet im Herzen der Welt zwischen den zerklüfteten Küsten des nördlichen Erdteils und den sanft geschwungenen des südlichen, Brücke und Abgrund in einem. Die Wasser des Umgebenden Meeres sind ungleich größer und gewaltiger, nur wenige wagen es, seine Unendlichkeit zu befahren, und dies nur in Sichtweite des festen Landes. So gilt es den Menschen als mythisches Reich, ähnlich dem Reich der Götter und der Toten.

Die Innere See jedoch kennen alle Völker der Welt, lieben und hassen sie, je nachdem welches Gesicht sie ihnen gerade zeigt.

In den Sagen, die man in Dea den Kindern erzählt, heißt es, nicht immer sei ihr Wasser salzig und ungenießbar gewesen, sondern süß wie jenes der Bäche und Seen von Lathica. Die Tränen der Demaris haben es vergiftet – seit sie sich nach dem Tod ihres Geliebten in die Fluten gestürzt hat, sitzt sie am tiefsten Grund der Inneren See und weint, heute noch ebenso wie an jenem verhängnisvollen Tag.

Doch das sind Geschichten für Unmündige, die Kundigen wissen, dass die Wogen schon salzig auf den Lippen des Ulissos brannten, als er Demaris zum ersten Mal erblickte.

Publius Naso, der große Dichter des goldenen Zeitalters unter den Kaisern,

berichtet davon in seinen „Begegnungen von Göttern und Menschen“: Wie der Jüngling aus Klia an die Küste pilgerte, um sich in den Wellen zu reinigen und zu beten (die Welt hat sich seither verändert, heute liegt Klia weit im Landesinneren, eine solche Reise würde viele Tage dauern. Auch dafür gibt es eine Erklärung in den „Begegnungen“: Die See hat sich voll Trauer abgewandt, weil Klia, die Liebliche, vergangen ist). Wie er im nassen Sand kniete, als die Sonne gerade über den Rand der Welt gestiegen war, an einem Morgen, so frisch und klar, als wäre es der erste Tag der Schöpfung. Wie er die Götter pries und die Seele der Inneren See sich zu jubelnder Antwort rührte und in ihrer Freude als Säule viele Fuß hoch in die reine Luft stieg, glitzernd und sprühend im Sonnenlicht. Wie der Jüngling seine Gebete vergaß und in stummem Staunen die Erscheinung wahrte, die dort vor ihm tanzte, goldene Tropfen, gehüllt in den feinsten weißen Wasserstaub vor dem tiefblauen Glanz des Himmels. Wie er die Sprache wieder fand und seine Furcht vergessend, mit lauter Stimme ausrief: *Thea Maris, Thea Maris*. Wie der Geist der Inneren See Gefallen fand am Klang der Worte und mehr noch an dem, der sie gesprochen hatte. Wie der Jüngling, der erschrocken von seiner Kühnheit auf sein Antlitz gefallen war, aufschaute und statt der Wassersäule ein Mädchen erblickte, weiß und golden, lieblich von Angesicht mit leichten, biegsamen Gliedern und Augen, unergründlich wie die Tiefen der See.

Seit jenem Moment liebte Thea Maris, die Göttin des Meeres, Ulissos, den Sohn des Königs von Klia, und er liebte sie, auch wenn er, seinem Vater und den Sitten seines Volkes gehorsam, eine Gattin nahm. Auch diese liebte er als Mutter seiner Kinder und vergaß nie ihr schreckliches Ende. Doch die Herrin Demaris, wie das Volk von Dea Thea Maris nannte, war die Geliebte seines Herzens und obwohl sie eifersüchtig war auf jene andere und ihm Szenen machte wie jede verliebte Frau, entzog sie ihm ihre Gunst nie. Er war in eine böse Zeit geboren und niemals sollte er den Thron von Klia besteigen, sondern in der Ferne sterben.

Als sein Vater ein Knabe war, hatte es begonnen: Die Quellen, die Klia erhielten, versiegten langsam, so dass die Saat auf den Feldern verdorrte und das Volk Durst litt. Immer schwerer fiel es den Kriegern, die Angriffe der wilden Reiter aus dem Osten abzuwehren, die auf kleinen, schnellen Pferden wie ein Sturm gegen die Mauern brausten. Ulissos wehrte sich tapfer: Er kämpfte gegen den Untergang, sammelte die Krieger um sich und sprach

ihnen Mut zu. Er ließ nach neuen Quellen graben und erdachte kunstvolle Vorrichtungen, um das kostbare Wasser aus den Tiefen zu heben.

Aber manchmal verzweifelte auch er und dann floh er an die Küste, in die Arme seiner Geliebten, und flehte sie um Hilfe. Bekümmert musste ihm Demaris gestehen, dass es nicht in ihrer Macht lag, das Schicksal aufzuhalten, aber sie riet ihm, Schiffe zu bauen und neue Wohnstatt zu suchen. Zuerst entsetzte Ulissos sich vor diesem Rat, Klia war die Heimat seines Volkes seit undenklichen Zeiten. Doch als die Angriffe immer heftiger wurden, besann er sich. Er ließ Holz schlagen – damals säumte noch ein Kranz großer Wälder die Ufer der Inneren See – für Befestigungsanlagen, aber einen Teil ließ er von vertrauten Dienern an die Küste schaffen.

Sein Vater, der König, nämlich war in großen Zorn geraten, als Ulissos ihm vorgeschlagen hatte, die Stadt zu verlassen, und hatte ihm bei Todesstrafe verboten, diesen Plan zu verfolgen. So wurden die Schiffe heimlich gebaut, sieben waren es, deren jedes zweihundert Menschen aufnehmen konnte. Ulissos beschwor sein Weib, ihm mit den Kindern zu folgen. Doch die Kinder waren klein und sie, ein sanftes, fügsames Geschöpf, wagte nicht, sich dem Gebot des Königs zu widersetzen. Dreimal bat er sie, das letzte Mal, als sich ein großer Sturm zusammenbraute.

Der Sturm brach los und, als habe der Himmel selbst den Untergang Klias bestimmt, trug er auf seinen Flügeln die wilden Reiter heran, in solcher Zahl und Wut, dass alle Mauern, alle Palisaden vor ihnen fielen. Feuer regnete vom Himmel, bis selbst das Blut, das in Strömen durch die Straßen lief, den Brand nicht mehr löschen konnte und Klia in einem gewaltigen Flammensturm zu Grunde ging. Bis zuletzt hatte Ulissos auf den Mauern gekämpft, doch als er die Stadt verloren sah, als der Palast schon brannte, hatte er seine Getreuen um sich gesammelt und ihnen befohlen, alle Bewohner, deren sie habhaft werden konnten, mitzunehmen und ihm zur Küste zu folgen. Das Mitleid wäre ihm fast zum Verhängnis geworden, die Schwachen und Verwundeten und jene, die vor Entsetzen wahnsinnig geworden waren, hielten die Flüchtenden auf, und die Räuber, die erkannten, dass ihnen keine reiche Stadt, sondern nur verkohlte Ruinen in die Hände fallen würden, nahmen rasend vor Wut die Verfolgung auf. Der Wald, der zwischen Klia und der Küste lag, hielt sie auf – sie waren ein Volk der Weite, aber er verlangsamte auch Ulissos' Flucht. Viele verloren sich in der Wirrnis des Waldes, die Verwundeten blieben zurück. Der immer noch tobende Sturm fällte die Bäume,

Donner übertönte die Brandung, die ihnen die Richtung zur Küste und den rettenden Schiffen weisen sollte.

Doch Demaris wollte ihren Geliebten nicht verlieren, sie türmte ihre Wasser zu einem gewaltigen Wall auf, dessen Schaumkronen gespenstisch schimmerten. Ulissos sah es, noch hatten sie einen kleinen Vorsprung. Mit einer letzten Anstrengung sammelte er seine Leute und trieb sie vor sich her zum Strand, wo die Schiffe lagen, Vögel mit gebundenen Schwingen. An dem Versuch, die schweren Fahrzeuge ins Wasser zu schaffen, verzweifelten die erschöpften Männer.

Aber Demaris, die als großer Seevogel dicht über Ulissos schwebte, befahl ihm, alle an Bord zu bringen. Ulissos vertraute ihr und gehorchte. Die Leitern waren schon hochgezogen und er kletterte als letzter an einem Tau hinauf, als die Reiter johlend, Fackeln und bluttriefende Schwerter schwingend, aus dem Wald brachen. Sie stürzten auf die Fliehenden zu, Feuerbrände flogen durch die Luft, landeten auf den Decks und die erschöpften Männer aus Klia glaubten sich verloren, als sich der Wall der Demaris mit seiner leuchtenden Krone neigte wie ein gewaltiges Seeungeheuer. Die Schiffe nahm es sanft auf seinen Nacken, sie glitten über seinen Rücken hinab in die offene See, dann aber erhob sich die Woge von Neuem. Einen Atemzug lang bäumte sie sich hoch über die entsetzten Verfolgern, bevor sie mit ohrenbetäubendem Tosen über ihnen zusammenbrach. Mit dem letzten Blick auf seine heimatliche Küste sah Ulissos den Wald in den wilden Strudeln der Inneren See versinken.

So erzählt es Publius Naso in den „Begegnungen“. Und weiter:

Demaris führte ihn und die sieben Schiffe durch alle Gefahren an die Küste von Lathica, wo sie für eine lange Weile dauerhaft menschliche Gestalt annahm, um mit Ulissos ein neues Reich zu schaffen. Denn wie es bestimmt war, geschah es: Er starb in der Fremde, fern von Klia. Doch vorher gründete er Dea, die Göttliche, die mächtiger wurde, als Klia jemals gewesen war.

Und Demaris? Nichts wird von ihr berichtet, seit ihr Herz brach und sie sich mit dem Leib des toten Ulissos in die See stürzte. Sie ist heimgekehrt in ihr wässriges Reich und wurde seither nicht wieder von sterblichen Augen erblickt. Wer weiß – vielleicht sitzt sie wirklich im tiefsten Schlund und beweint den toten Geliebten in ihrem Schoß. Denn was den Menschen Jahrhunderte sind, gilt den Göttern nur als Augenblick.

Die Innere See aber, diese sichtbare Hülle der Göttin, ist so kapriziös, wie eine schöne Frau nur sein kann. Mild und freundlich, verspielt gar, mit

kleinen Kräuselwellen und lustigen Wirbeln – zur Freude der Kinder, die sich im seichten Uferwasser tummeln. Streng und grau, aber dienstbar – so lieben sie die Kaufleute, wenn die Schiffe, getrieben von kräftigen Winden über das Wasser gleiten und ihren Besitzern reichen Gewinn bringen. Und jene, die sich auf das neue Wettspiel eingelassen haben, das Wettspiel mit dem ehrbaren Namen „Sicherheit“, streichen hochzufrieden die Prämien ein, die ihnen die Schiffseigner gezahlt haben.

Doch die Göttin ist launisch und eines Tages zeigt sie ihr zorniges Antlitz, wütet mit schwarzen Wellenbergen unter einem bösen, gelben Himmel und fordert ihren Tribut an Schiffen und Menschenleben. Dann allerdings herrschen Weinen und Wehklagen in den Häfen der Welt und die Wettlustigen sehen ihre schönen Gewinne dahinschmelzen in den Summen, die sie jetzt zahlen müssen, wo sie vorher nur eingesammelt haben.

Das alles aber ist der Inneren See ganz gleichgültig, sie trägt und schlägt jeden, der sich auf ihren Rücken wagt, sei er ehrenhafter Kauffahrer oder schurkischer Pirat.

1. Kapitel

31. Tag des Kältemondes 1468 p.DC.

„Hattest du nicht gesagt, wenn wir keine Lust hätten, gingen wir einfach nicht hin? Ich erstickte.“ Jermyn lockerte den engen Pelzkragen seines Wamses. „Kaye hätte mir nicht diesen Flohfänger aufschwätzen können, wenn ich gewusst hätte, dass wir uns hier stundenlang die Beine in den Bauch stehen müssen, zusammengepfercht wie eine Herde Rindviecher.“

Er sah böse zu dem Schneider hinüber, der mit seligem Lächeln das Defilé der Hochzeitsgäste verfolgte.

„Schsch, sei still. Sie hören dich“, zischte Ninian, „draußen warst du noch froh über den Flohfänger.“

„Da friert man sich ja auch den ...“, ein Rippenstoß unterbrach ihn, „den sonstwas ab. Wie kann man nur mitten im Winter heiraten?“

Ninian kicherte. Den Stoßseufzer hatte sie in den letzten Wochen häufig gehört. Aber Violetta ap Bede hatte nicht länger warten wollen. Ungewohnt hartnäckig hatte sie darauf bestanden, den Bund mit Erastes de Battiste zu schließen, sobald die Verhandlungen um die Mitgift abgeschlossen waren. Einen Mondlauf vor Mittwinter hatten die beiden Familienoberhäupter sich endlich geeinigt, wie viele Goldstücke der altehrwürdige Name Battiste wert war, und am nächsten Tag hatte sich Dame Enis mit Eifer in die Hochzeitsvorbereitungen gestürzt. Hippolyte de Battiste hatte mürrisch den Erbteil seines jüngeren Bruders locker gemacht, so dass die Handwerker mit der Instandsetzung des kleinen Palastes beginnen konnten, den der alte Patriarch seinem treuen Hauptmann vermacht hatte. Das Dach, das nur notdürftig mit Brettern vernagelt wurde, sollte erst im Frühjahr gedeckt werden, ein weiteres Geschenk von Battistes Schwiegervater.

Die Hochzeit war das erste größere gesellschaftliche Ereignis des neuen Jahres und sie fand weite Beachtung in Dea, nachdem Donovan zur Enttäuschung seiner Untertanen auf ein großes Fest verzichtet hatte.

In aller Stille hatte er noch im letzten Monat des Jahres 1467 mit Dagny Solveig die Ehe geschlossen. Nur wenige Gäste hatten der Zeremonie im Tempel Aller Götter beigewohnt – die Familie Da Vesta, Ralph de Berengar, Sabeena Sasskatchevan und, auf ihr Betreiben, auch ihre Eltern. Als Grund hatte er die leeren Kassen angegeben, aber Ninian glaubte den wahren Grund zu kennen: Die Verbindung war ihm aufgedrängt worden, Dagny Solveig war nicht die Braut seiner Wahl und mit dieser Heirat begrub er alle Hoffnungen, die er gegen alle Vernunft noch auf sie, Ninian, gehegt haben sollte, ganz wie Jermyn es beabsichtigt hatte. Donovan hatte sich damit abgefunden, aber er musste es nicht mit Pauken und Fanfaren feiern! Vielleicht wollte er den quälenden Zustand jahrelanger, vergeblicher Sehnsucht beenden, gewiss aber wollte er Dagny Solveig endlich von dem Makel befreien, der ihr durch die Verbrechen des Belim anhaftete. Und auch aus diesem Grund mochte er die Hochzeit klein gehalten haben.

Violetta musste sich keine Zurückhaltung auferlegen. Ihr großer Tag wurde mit allem erdenklichem Pomp begangen, wobei nicht alles heiterer Friede war im Haus ap Bede. Schon wegen ihrer Robe und der Aussteuer hatte sie im Zwist mit Dame Enis gelegen.

Die Mutter wollte Meister Laurentes, der seit Jahrzehnten ihre Garderobe schneiderte, die Tochter dagegen verlangte nach Kaye und in ihrer neuen Würde als Braut und künftige Edelfrau hatte sie den Sieg davongetragen – der Auftrag war an den Provinzschneider ergangen, wie Dame Enis ihn ein wenig verächtlich nannte. Kaye war sich der Ehre wohl bewusst gewesen, aber die Jahreszeit machte ihm zu schaffen.

„Wie soll man ohne Gaze, zarte Schleier und Spitzen eine Braut und ihre Damen ausstatten“, klagte er, als Ninian bei ihm war, um das Gewand anzuprobieren, das er für sie entworfen hatte. „Schwerelos sollen sie wirken, wie Sylphen, Geschöpfe aus Licht und Nebel ...“

„Wer? Violetta? Das sollte selbst dir schwerfallen“, meinte Ninian trocken. Wohlwollende nannten das blonde Mädchen stattlich, in wenigen Jahren würde sie eine Matrone sein wie ihre Mutter. Kaye schnaubte durch die Nase, weil er den Mund voller Nadeln hatte.

„Unsinn“, sagte er, als er wieder sprechen konnte, „Lady Dagny und du ...“

„Oh, Lady Dagny und ich – ich fühle mich geehrt“, erwiderte Ninian spitz. Die Reihenfolge gefiel ihr nicht.

Ihre Gefühle für die neue Fürstin hatten sich nicht geändert. Jermyn und sie waren der Hochzeit wohlweislich ferngeblieben, es wäre entschieden taktlos gewesen. Und obwohl es sie erleichterte, von Donovan sprechen zu können, ohne böse Blicke zu ernten, erappte sie sich dabei, dass sie einen weiteren kleinen Groll gegen Dagny Solveig verspürte – welche Frau verlor schon gerne einen glühenden Verehrer an eine andere? Es tat ihr nicht leid, dass sie bisher nicht mit dem Herrscherpaar zusammengetroffen war. Heute ließ es sich jedoch nicht vermeiden.

Den zweiten Kampf hatte es nämlich im Haus ap Bede um die Gäste gegeben. Der Name Battiste berechtigte dazu, die vornehme Gesellschaft zu laden, und Dame Enis schwamm in Seligkeit, als sie ihren Schreiber bei der Anfertigung der Karten überwachte. Sie bemerkte nicht, dass sich die Miene ihres Gatten mit jedem hochedlen Namen mehr verfinsterte, und eines Tages schockierte er sie mit der Forderung, die Wächter seines berühmten Landzuges auf die Liste zu setzen.

„Bist du von Sinnen, Mann? Ich meine, diese beiden ...“

Dame Enis hatte Violettas Freundschaft mit Ninian stets missbilligt, die Einwilligung zum Aufenthalt in der Villa da Vesta hatte sie nur gegeben, weil Dagny Solveig darum gebeten hatte. Es schmeichelte ihr, dass die zukünftige

Patriarchin Gefallen an Violetta fand. Die bösen Gerüchte, die über Dagny Solveig im Umlauf waren, überhörte sie: Das Fräulein war die Tochter eines Großfürsten und damit basta!

Jermyn und Ninian gegenüber war sie nicht so nachsichtig – ihr missfiel der Lebenswandel der beiden und die Tatsache, dass ihr Gatte so große Stücke auf sie hielt, schürte ihr Misstrauen eher. Die Verehrung, die ihnen die einfachen Leute entgegenbrachten, hielt sie für übertrieben, sie hatte die Gräueltat des Haidara-Überfalls an Mittwinter 1466 nicht miterlebt. Und auch zur Rolle des Pärchens als Wächter des Wagenzuges hatte Dame Enis ihre eigenen Gedanken.

„Schön und gut, sie haben dir gute Dienste erwiesen, dafür hast sie fürstlich bezahlt“, sie kannte die Preise für Glas bis auf den Heller, „aber ihr Ruf ist ... nun, ja ... wohin soll ich sie setzen? Zwischen die da Vesta und die d’Este? Oder neben die alte Lady d’Aquinas? Da könntest du ja gleich Bigos einladen ...“

„Was für ein blendender Gedanke, meine Liebe, gut, dass du darauf gekommen bist.“

In dem Maße, in dem Ely Zuflucht zum Spott nahm, wuchs Dame Enis’ ehrbare Entrüstung und es herrschte Unfrieden im Hause, bis Violetta ihr Leid Sabeena und Dagny Solveig klagte. Lady Sasskatchevan hatte vier Wochen zuvor den ersehnten Erben geboren, und die beiden jungen Frauen besuchten sie, um den kleinen Jungen zu bewundern.

„Sie sprechen nicht miteinander, Mama sagt, sie will nicht, dass Gäste in ihrem Haus um ihr Eigentum bangen müssen, und Papa hält dagegen, dass er nicht nur Schm... Schmarotzer an seiner Tafel sitzen haben will. Wie niedlich er ist ... duzi, duzi“, Violetta kitzelte den schlafenden Säugling unter dem Kinn und seufzte: „Ich werde wohl nie Mutterfreuden erleben!“

Sabeena lächelte, aber Dagny Solveig erwiderte erschrocken:

„Sag nicht so, Violetta“, ihr Gesicht erhellte sich, „ich weiß – ich bitte mein lieben Donovan, zu kommen, er wird eine Ausgleich sein ...“

Und so geschah es – Donovan mochte seiner Gattin nichts abschlagen und die wenig bedeutsame Eheschließung zwischen dem jüngeren Sohn einer adeligen Familie und einer Kaufmannstochter geriet fast zur Staatsangelegenheit. Dabei hätte es weder Ely noch seiner Gemahlin gefallen, wie die Einladung, die Kaye überbrachte, in der Ruinenstadt aufgenommen wurde.

„Was? Ely in allen Ehren, aber ich habe keine Lust auf solch einen Bombast! Die ganze vornehme Gesellschaft, puh ...“

„Ja, nicht wahr? Dame Enis meinte auch, ihr würdet nicht dazu passen“, erwiderte Kaye treuherzig. „Ely und Violetta hatten solche Mühe, sie zu überreden ... was hast du denn?“

Jermyn war aufgefahren.

„Sie wollte uns nicht dabei haben? Oh, aber wir freuen uns und kommen gerne, nicht wahr, Ninian?“

Sie sah ihn verwundert an.

„Ich hatte nie etwas anderes vor.“

Kaye klatschte in die Hände.

„Fein, lass mich gleich Maß nehmen.“

Bis zur Erschöpfung hatte er mit Samt, schwerem Brokat und üppigen Pelzen hantiert und heute, am letzten Tag des ersten Mondumlaufs im neuen Jahr, durfte er als Protegé des Patriarchen und Freund des Fräuleins aus der Ruinenstadt in den Reihen der geladenen Gäste das Werk seiner Hände bewundern.

Nach der Zeremonie im Tempel Aller Götter – so sehr schätzte Donovan den Hauptmann seiner Garde, dass er den Hohepriester bewogen hatte, selbst den Ehebund zu schließen – hatte man sich in Elys Haus begeben, um das Ereignis zu feiern, bevor das junge Paar in sein neues Heim ziehen würde.

Nachdem die Brautleute die Glückwünsche entgegengenommen hatten, begann der Hochzeitsschmaus. Dame Enis hatte weder Kosten noch Mühen gescheut, um ihre hochgeborenen Gäste zu beeindrucken, die ehrwürdige dunkle Täfelung des großen Saales war mit pfirsichfarbenem Damast bespannt, Rahmen und Leisten waren weiß übermalt und mit funkelnendem Blattgold belegt. Unzählige Kerzen verbreiteten eine solche Hitze, dass es nicht verwunderlich war, wenn die Gäste in ihren schweren Roben zu schwitzen begannen.

„Ein Vermögen“, raunte Kaye Ninian zu, als sie den hell erleuchteten Raum betraten, „bei den Preisen, die man jetzt für Kerzen zahlt. Und sieh dir diese Tafel an! Wo hat sie um diese Jahreszeit Blumen her? Ah, nein, es sind Seidenblumen ... deshalb sind die Putzmacherinnen beinahe nicht fertig geworden. Wo sind unsere Plätze? Hier? Dürfen wir uns jetzt setzen? Nein? Zuerst die ranghöchste Dame? Huh, bin ich froh, dass sie mich neben dich

platziert haben, unter soviel vornehmem Volk wird einem ja ganz bange.“

Ninian lachte, obwohl sie bei sich dachte, dass diese Sitzanordnung viel von Dame Enis' Meinung über sie und Jermyn verriet.

„Warum? Die meisten Damen hast du schon in Unterröcken gesehen.“

„Das ist etwas anderes“, erwiderte Kaye würdevoll, dann kicherte er. „Sieh mal, ich glaube, die Hausherrin ist aufgeregter als die Braut.“

Tatsächlich ließ Dame Enis keinen Blick von dem müden, papiernen Antlitz der Lady da Vesta, als diese Platz nahm und die verblassten Augen über die üppige Pracht gleiten ließ.

„Sie wird es protzig finden“, meinte Ninian vernichtend, „und sich später mit ihren vornehmen Freundinnen darüber mokieren. Und schau dir Battistes Bruder an – der Ehrenwerte Hippolyte rümpft die Nase, als röche er einen nassen Hund. Arme Dame Enis.“

Das Bankett begann; während des ersten Ganges herrschte unbehagliches Schweigen, man saß steif Ellenbogen an Ellenbogen und nippte an den herrlichen Speisen, bis Ely den glücklichen Einfall hatte, winzige Silberbecher mit einer klaren, goldenen Flüssigkeit herumreichen zu lassen. Nach der zweiten Runde wurden die Herren geradezu heiter und selbst die frostigen Mienen der Damen tauten.

„Lebenswasser“, murmelte Ninian, die aus Höflichkeit einen Schluck genommen hatte. Dame Enis entspannte sich und Violetta, die ihre Mutter ängstlich beobachtet hatte, konnte ihre Hochzeit endlich genießen. Ely gab ihr und ihrem Gatten seinen Segen, Donovan sprach einige wohlgesetzte Worte und die Rede ihres hochgeborenen Schwagers kam ihm unter dem mildernden Einfluss des Lebenswassers weitaus launiger von den Lippen, als sie erwartet hatte. Als die Tafel aufgehoben wurde, hatte mancher Herr heimlich die Hosenträger gelockert und manche Dame die enge Schnürung ihres Mieders bereut. Die jungen Leute stellten sich erleichtert zum Tanz auf, den das Brautpaar eröffnete. Violetta und Battiste tanzten ernst und gesammelt, die Gesichter gerötet, niemandem kam es in den Sinn, dass sie beide an jene Wilde Nacht dachten, in der sie sich kennengelernt hatten.

Nach dem Hochzeitstanz zogen sich die älteren Herrschaften und alle, denen nicht am Tanz gelegen war, in die beiden angrenzenden Salons zurück. Aus dem einen klang bald das Klappern der Würfel. Ely lehnte das Glücksspiel ab, doch Dame Enis hatte ihn überredet, die Spieltische für dieses Mal zu erlauben, um die Herren bei Laune zu halten.

Jermyn hatte die Musikanten voll Abneigung betrachtet, seine Augen wanderten sehnsüchtig zu dem Spielsaal, dann zu Ninian, die mit sittsam gefalteten Händen neben ihm stand und den Tanzenden zusah. Schließlich hielt er es nicht länger aus.

„Ich geh ein bisschen spielen, ja?“

Sie schenkte ihm ein strahlendes Lächeln.

„Tu das, mein Lieber, mach dir wegen mir keine Gedanken.“

„Hexe“, murmelte er und mit einem finsternen Blick zu den Jünglingen, die sich erwartungsvoll auf der anderen Seite der Tanzfläche herumdrückten, verschwand er. Ninian seufzte erleichtert und reichte ihre Hand dem Glücklichen, der als erster vor ihr stand.

Um die elfte Stunde, als die Musikanten von den würdigen Quadrillen zu den wilderen Volkstänzen übergingen, wurde es so heiß, dass Dame Enis den Dienern befahl, die großen Flügeltüren zum Balkon zu öffnen.

Kalt und frisch strömte die Nachtluft herein. Die Musik schwieg eine Weile und die erhitzten Tänzer griffen dankbar nach den Erfrischungen, die die Diener herumtrugen. Einige traten auf den Balkon, über dem ein kleiner, aber strahlender Wintermond stand.

Donovan hatte Ninian an die Seite geführt und winkte einen Diener heran. Er hatte sie nicht öfter aufgefordert als die anderen Damen, aber jetzt freute er sich, dass er bei ihr stehen durfte, ohne Gerede zu erzeugen.

„Du bist ein wahrer Diener deines Volkes“, spottete sie gutmütig, „unermüdlich auf der Tanzfläche, ein echter Kavalier, selbst bei der tapsigsten Dame. Alle sind voll des Lobes über ihren leutseligen Patriarchen.“

„Wenigstens das kann ich für sie tun, jeder hat eben seine Stärken.“

Bei der leisen Bitterkeit in seinen Worten, wurde sie ernst und legte ihm die Hand auf den Arm.

„Mach dich nicht geringer, als du bist, Donovan. Sie achten dich.“

Er zuckte die Schultern.

„Ja, aber sie tun nicht, was ich will.“

„Nun, du verlangst ja auch einiges von ihnen. Ein Feldzug, der Armenpfennig ... ganz schöne Kröten, die sie da schlucken sollen.“

Jermyn tauchte, Kaye im Schlepptau, neben ihnen auf.

„Na, sind die Schuhe schon durch?“

Ninian kicherte.

„Nur einer. Und die Börse? Ist sie leer?“

„Wofür hältst du mich?“, er klopfte zufrieden auf die Tasche an seinem Gürtel. „Du kannst den anderen Schuh auch noch zertanzen. Ich habe meine Zeit sinnvoller verbracht als du mit deinem Gehüpf. Aber dieser Schneider war dabei, sich um Kopf und Kragen zu spielen, ich musste ihn retten.“

Kaye schmolte und die anderen lachten.

„Unterschätze das Tanzen nicht, mein Lieber“, meinte Ninian, „viele Tänzer sind nicht weniger ausdauernd als deine Percuri.“

„Haha, das möchte ich sehen ... aber hier kommt Lady Sabeena. Wollt Ihr dieses heitere Fest schon verlassen?“

Sabeena lächelte.

„Es ist gelungen, nicht wahr?“, beantwortete sie die spöttische Frage ganz ernsthaft. „Aber ja, ich werde gehen, mein Kleiner wartet.“ Sie nickte Donovan zu. „Wo ist Lady Dagny? Werdet Ihr noch bleiben ... ah, da ist sie.“

Ihr Tänzer, Giles d’Aquinas, hatte Dagny Solveig auf den Balkon geführt und nun waren sie im Begriff, in den Saal zurückzukehren. Giles sagte etwas und sie blieb stehen, um ihm zu antworten. Im Mondlicht schimmerte ihr aufgestecktes Haar wie geschmolzenes Silber.

Ninian sah reizend aus in dem grau-samtenen, mit weißen Daunen besetzten Gewand und Sabeenas himmelblaue Robe schmeichelte ihrer sanften Blondheit. Doch Dagny Solveigs Schönheit war unirdisch. Bei ihrem Anblick warf Kaye sich in die Brust und küsste seine Fingerspitzen.

„Bin ich ein Genie oder nicht?“

Er hatte sie in grüne Seide unter weißer Gaze gekleidet, die im Mondschein strahlend leuchtete, ein hoher Kragen aus hauchfeiner, steifer Spitze umrahmte ihr liebliches Antlitz, sie schien wie ein Geschöpf aus Licht und Eis. Sabeena stieß einen leisen Ruf des Entzückens aus.

„Wie schön sie ist! Donovan“, sie griff nach seinem Arm, „der Mondenschleier! Sie muss den Mondenschleier Eurer Mutter tragen, sie hat ein Anrecht darauf, sich damit zu schmücken. Ihr wisst doch, wovon ich spreche, nicht wahr?“, fügte sie hinzu, als sie keine Antwort bekam. „Er gehört zu Eurem Erbe – der Mondenschleier der Kaiserinnen von einst ... meine Mutter hat mir davon erzählt.“

„Ein Mondenschleier? Der, nachdem sich die liebe Isabeau verzehrte?“, plapperte Kaye. „Wo ...“, er verstummte, wie Sabeena eingeschüchtert von der plötzlichen lastenden Stille. Beide fröstelten, wie von einem eisigen Lufthauch berührt, den nicht Deas milder Winter hervorgebracht hatte.

Die anderen drei rührten sich nicht, Sabeena sah sie fragend an und erschrak.

Ninians Augen waren hart wie Schiefer. Ein höhnisches Lächeln schien auf Jermyns blassem Gesicht festgefroren, ein Lächeln, das die Augen nicht erreichte. Donovan dagegen errötete schmerzhaft wie in den Tagen seiner Schüchternheit. In seiner Kehle arbeitete es.

„Der Schleier ... er war nicht unter dem Nachlass meines Vaters“, würgte er endlich hervor, „ich ... ich weiß nicht, wo er ist. Aber“, seine Stimme gewann an Festigkeit, „Ihr habt Recht, Sabeena, er steht meiner Fürstin zu, mehr als jeder anderen Sterblichen!“

„Er sagte es, als werfe er einen Fehdehandschuh hin, wie eine Kriegserklärung“, erzählte Kaye, während Biberot ihm aus dem Wams half. „Und wem, frage ich dich, sollte die wohl gelten, außer meinen beiden Lieben aus der Ruinenstadt? Sie haben jedenfalls dreingeschaut, dass einem der Schweiß auf der Stirn gefrieren konnte. Uff, bin ich müde ...“, er ließ sich auf sein Bett fallen und streckte Biberot den Fuß in den spitz zulaufenden Schnabelschuhen entgegen. „Au, vorsichtig, du reißt mir ja den Knöchel aus ... und wo mag der Schleier hingekommen sein? Ich erinnere mich, dass Thalia davon gesprochen hat, und meine liebe Lady Sabeena ist ihr deswegen über den Mund gefahren – wann war es noch? Der Alte lebte noch, glaube ich ...“, folgsam stand er auf, damit Biberot ihn von seinem Schnürleib befreien konnte. „Ah, eine Wohltat, ich sollte mich ein wenig zügeln, bald ist das kein Embonpoint mehr“, er tätschelte aufatmend seine Leibesmitte.

„Sondern eine ausgewachsene Wampe“, ergänzte Biberot respektlos und machte sich daran, die Beinlinge mit den Wadenpolstern von den mageren Beinen zu streifen.

„Ach, du“, Kaye drohte ihm mit dem Finger, dann seufzte er, „so ist es eben: Wovon man an einer Stelle zu viel hat, daran mangelt's an einer anderen.“

Er schlüpfte in das weite Nachthemd, das Biberot vorsorglich über einem Stuhl vor dem Kaminfeuer gewärmt hatte, und ließ sich die Nachthaube aufsetzen.

„Läute noch um einen Eierpunsch, damit ich schlafen kann“, er gähnte ausgiebig, als er zwischen die Kissen kletterte. „Dieser Schleier will mir nicht aus dem Sinn. Ob es darum einen Aufruhr gibt, so wie damals, als

der Brautschatz verschwunden war? Und unser lieber Patriarch wird immer martialischer ... ach ja, langweilig wird's jedenfalls nie in dieser Stadt. Komm, leg dich zu mir, Bibi, ich hab eiskalte Zehen.“

Zwischen dem liebenden Paar im Ruinenpalast ging es weniger gemütlich zu. Auf dem Weg zurück, in einer gemieteten Kutsche – ein Zugeständnis an Ninians Robe – hatten sie kein Wort gesprochen. Wag und Kamante, die aufgeblieben waren, um Nachrichten von dem Ereignis zu hören, mussten sich mit ein paar dünnen Sätzen zufriedengeben – ja, es war nett gewesen, nein, das Essen hatte nicht so gut geschmeckt wie bei Kamante, sie hätten trotzdem etwas mitgebracht, ja, die Braut sei recht hübsch und jetzt seien sie müde und wollten schlafen! Damit hatte Ninian ihnen den Korb gereicht und war mit Jermyn nach oben verschwunden.

„Wieder mal dicke Luft“, murrte Wag, als sie die Speisen in die Küche brachten, „was ist ihnen jetzt wohl für 'ne Laus über die Leber gelaufen? Un sie sahn beide so grimmig aus.“

Kamante fischte mit spitzen Fingern die in Ölpapier gewickelten Päckchen aus dem Korb.

„Hm, gefüllte Kapaun, glasierte Schinken, Fisch in Biertunke, elegant is das nicht ... alle heiraten: der Patriarch un seine Schöne, jetzt der Hauptmann und das Fräulein ap Bede ... vielleicht ist sie“, sie deutete mit dem Daumen nach oben, „sauer, weil sie auch will un er nich und er is sauer, weil sie will und er nich ...“

Wag starrte sie an.

„Wer will was un will was nich? Nee, das is mir zu hoch, mein Mädchen ...“

„Ja? Auf jeden Fall waren sie nicht bei der Sache, als sie den Freßkorb gepackt haben, was haben sie sich wohl dabei gedacht?“ Sie zeigte Wag ein matschiges, unappetitliches Gemisch Backwerk und Papier auf dem Grund des Korbes. „Luftgebäck mit Eiercreme – so was kannste doch nicht als unterstes unter Schinken und Kapaun legen!“

Im oberen Stockwerk hielten sie immer noch eisernes Schweigen. Ninian hatte mit mehr Heftigkeit als nötig ihre Ärmel abgenestelt und versuchte die Bänder des Obergewandes auf dem Rücken zu lösen, während Jermyn überhaupt keine Anstalten machte, sich auszukleiden. Er stand vor dem Kamin und schürte die Glut, dass sie immer wieder auffloderte und die Funken bis ins Zimmer sprühten.

„Lass das doch“, fauchte Ninian endlich, „oder willst du das Feuer erschlagen?“

„Das Feuer nicht“, erwiderte er düster.

„Wen dann? Donovan oder am Ende die liebe Sabeena, für ihre klugen Einfälle? Sag es schon! Der Schleier, der unsere wundersame Patriarchin schmücken soll, ist mein Schleier, nicht wahr? Auf irgendeine Weise hast du ihn Donovan abgeluchst, das war ihm anzumerken. Und jetzt willst du, dass ich ihn zurückgebe, obwohl ich finde, dass du schon genug für Dagny Solveig getan hast – einen Ehemann verschafft und einen Fürstenthron ...“

Er stocherte weiter im Feuer.

„Sei still. Wie immer, wenn du vergisst Luft zu holen, schwatzt du Unsinn. Ja, der Schleier stammt aus dem Patriarchenpalast und wie ich daran gekommen bin, geht dich nichts an. Aber ich will keineswegs, dass du ihn hergibst, ich habe ihn dir gebracht und du wirst ihn behalten.“

„Ich schwatze keinen Unsinn“, erwiderte sie scharf, als habe sie nur seine ersten Worte gehört. Eine Weile war es still, Ninian mühte sich verbissen mit ihrem Kleid und Jermyn starrte in die Glut. Endlich ließ er den Schürhaken fallen und trat zu ihr.

„Seit wann kümmern wir uns um das, was Donovan verlangt, Ninian? Oder irgend jemand sonst? Wir vergessen die ganze Sache. Er wird es nicht wagen, noch einmal davon anzufangen.“

Ninian hielt in ihren Verrenkungen inne.

„Meinst du? Ich habe manchmal ein schlechtes Gewissen wegen des ... wegen des Schleiers, aber es ist bitter, dass ich ihn ausgerechnet an Dagny Solveig abtreten soll ... und wenn er ihr hundert Mal zusteht ...“

„Hör auf!“ Er packte sie an den Schultern und schüttelte sie. „Du wirst ihn, verdammt noch mal, an niemanden abtreten. Er ist mein Geschenk an dich und jetzt lass uns nicht mehr davon sprechen!“

Er sprach so wild, dass sie an seinem Ernst nicht zweifeln konnte. Ihr Gesicht wurde weich.

„Gut, wahrscheinlich hast du recht. Vergessen wir es.“ Sie schlang die Arme um seinen Hals. „Hilf mir“, flüsterte sie, „diese Schnüre haben sich verknötet, sie schreien nach geschickten Fingern ...“

Er hörte nicht bei den Knoten auf, aber auch als sie sich liebten, verschwand die Falte zwischen seinen Brauen nicht.